

Benedikt XVI. – ein Theologenpapst

*Anmerkungen zu Grösse und Grenze des Pontifikats von
Joseph Ratzinger*

Benedikt XVI. wurde 2005 zum Papst gewählt. Sein bleibendes Verdienst ist es, im polyfonen Stimmengewirr immer wieder an das unterscheidend Christliche erinnert zu haben.

Jan-Heiner Tück

Der Werdegang Joseph Ratzingers, der 1927 in Marktl am Inn geboren worden ist, gleicht einer steil aufsteigenden Bahn. Familiäre Geborgenheit, katholische Prägung, humanistische Bildung und aussergewöhnliche Begabung legen ein solides Fundament. Allerdings werden Kindheit und Jugend schon früh durch die Diktatur des Nationalsozialismus überschattet. Trotz deutlichen Reserven der Familie wird Ratzinger Mitglied der Hitlerjugend und wird 1943 als Flakhelfer einberufen – ein Vorgang, der ihm bei übelwollenden Kommentatoren später den Ruf eintragen wird, mit der braunen Ideologie sympathisiert zu haben. Der junge Ratzinger aber steht dem NS-Regime distanziert gegenüber und erlebt die katholische Kirche als überzeugende Gegenöffentlichkeit.

Gefragter Gesprächspartner

Nach dem Krieg studiert Ratzinger im Freisinger Seminar Philosophie, an der Münchner Universität Theologie. Bereits mit 24 Jahren schliesst er seine Doktorarbeit über den Kirchenbegriff Augustins ab – eine Studie, die nicht nur sein frühes Interesse an ekklesiologischen Fragen dokumentiert, sondern auch wissenschaftliche Massstäbe setzt. Drei Jahre später übernimmt er bereits die Dogmatik-Dozentur in Freising, um kurz darauf an der Münchner Fakultät eine Habilitationsschrift über Bonaventura vorzulegen, die am Widerstand des renommierten Dogmatikers Michael Schmaus beinahe gescheitert wäre. Doch Ratzinger ist geschickt genug, die Kritik von Schmaus zu umgehen, reicht die stark gekürzte Arbeit erneut ein und kann die akademische Hürde doch noch nehmen.

An der Universität Bonn, an die er 1958 berufen wird, wird Kardinal Frings auf den jungen Theologen aufmerksam

und nimmt ihn 1962 als Konzilsberater mit nach Rom. Hier sammelt Ratzinger erste Erfahrungen mit der katholischen Weltkirche und wird im Hintergrund der Konzilsdebatten zu einem vielgefragten Gesprächspartner.

Nach dem Konzil wechselt Ratzinger von der Universität Münster, an der er seit 1962 lehrt, an die Universität Tübingen. Im Hintergrund steht die werbende Initiative von Hans Küng, seinem späteren Widerpart, mit dem er sich allerdings auch in späteren Jahren gut versteht. In Tübingen doziert damals Ernst Bloch, der Philosoph der Hoffnung, der wortreich ein «Reich Gottes ohne Gott» beschwört. Ratzinger steht dem marxistischen Philosophen und seinen theologischen Jüngern skeptisch gegenüber. Wo die Wirklichkeit Gottes geleugnet werde, da würden unter der Hand Ersatzgrössen eingeführt, lautet sein Einspruch. Die Anfälligkeit säkularer Ideologien für Unterdrückung und Gewalt liege auf der Hand, wie das System des real existierenden Sozialismus zeige. Ratzinger wirbt demgegenüber für eine Weltdeutung aus dem Glauben. Seine Vorlesungen «Einführung ins Christentum» werden zum akademischen Ereignis ersten Ranges und ziehen, wie Zeitzeugen berichten, mehr Hörer an als Bloch, Jürgen Moltmann oder Walter Jens.

Die Studentenunruhen 1968 sind für Ratzinger allerdings irritierend. Wegen der Politisierung der Theologie durch marxistisch inspirierte Gruppen tauscht er schon 1969 das unruhige Tübingen gegen das beschaulichere Regensburg ein. Hier kann er einige Jahre ungestört forschen und seinen internationalen Doktorandenkreis weiter ausbauen. Ausserdem lockt die Nähe zu seinem Bruder Georg, dem langjährigen Kapellmeister der Regensburger Domschatzen. In diesen Jahren wird Ratzinger Mitglied der Internationalen Theologenkommission und gründet mit Hans Urs von Balthasar, Hans Maier und anderen die Zeitschrift «Communio», die in der nachkonziliaren Diskurslandschaft eine kirchliche Linie verfolgt und den Austausch von Glauben und Kultur fördert.

Nach dem Tod von Kardinal Döpfner beruft Papst Paul VI. den renommierten Theologen 1977 auf den Bischofsstuhl von München-Freising.

Doch der eher scheue Ratzinger wird dieses Amt nicht lange innehaben. Schon 1981 holt Johannes Paul II. ihn als Präfekten der Glaubenskongregation an die Kurie. Ratzingers biblisch fundierte und traditionsorientierte Theologie ist seitdem der Kompass für katholische Orthodoxie – nicht immer zur Freude der akademischen Theologie. Die Chemie zwischen dem polnischen Pontifex und seinem deutschen Kardinal aber stimmt, so dass Kritiker beherzt vom «Wojtyla-Ratzinger-Regime» sprechen.

Ungeschminkte Diagnose

Als Präfekt der Glaubenskongregation hat Ratzinger die Aufgabe, für die unverfälschte Weitergabe des Glaubens in den gesellschaftlichen Umbrüchen der Spätmoderne zu sorgen. In der Abneigung gegen den Marxismus kommen der Papst und sein Kardinal überein; die Befreiungstheologie, die sich als Anwalt der Armen versteht und soziologische Analyseinstrumentarien aufgreift, in extremen Spielarten aber Gewalt rechtfertigt, wird lehramtlich domestiziert. Aber auch innerkirchliche Reformvorschläge wie die Forderung nach Frauenordination oder Aufhebung des Zölibats werden zurückgewiesen. Der Konflikt zwischen moderner Gleichstellungsforderung und Amtstheologie wird zum Dauerthema intra muros ecclesiae.

Ein Interview «zur Lage des Glaubens» erregt 1985 weithin Aufmerksamkeit. Hier bietet der Kardinal eine ungeschminkte Diagnose des nachkonziliaren Katholizismus und fordert, die Texte des Konzils genauer zu lesen, anstatt den Geist des Konzils zu beschwören, um über den Buchstaben der Dokumente hinwegzugehen. Die Kirche sei eine komplexe Wirklichkeit, sie dürfe nicht wie eine rein menschliche Institution betrachtet werden. Die Dissonanzen zwischen dem päpstlichen Lehramt und der akademischen Theologie halten an und führen nach umstrittenen Bischofsernennungen in Österreich und Deutschland 1990 zur Gründung der Europäischen Gesellschaft für katholische Theologie. Kardinal Ratzinger spricht nicht ohne maliziösen Unterton von einer «neuen Internationalen».

In einer globalisierten Welt rücken

die Religionen enger zusammen. Die pluralistische Religionstheologie reagiert darauf, indem sie den Absolutheitsanspruch des Christentums zurücknimmt und – auf der Linie von Lessings Ringparabel – von den Religionen als prinzipiell gleichwertigen Heilswegen spricht. Um diesen Relativierungstendenzen entgegenzuwirken, veröffentlicht die Glaubenskongregation im Jubiläumsjahr 2000 das Dokument «Dominus Iesus», das die universale Bedeutung Jesu Christi unterstreicht. Allerdings enthält das Dokument einen ökumenisch anstössigen Passus. Den aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Gemeinschaften wird unverblümt abgesprochen, «Kirche im eigentlichen Sinne» zu sein. Die wenig diplomatische Sprachregelung ruft den Protest nicht nur der professionellen Konsens-Ökumene hervor. Theologisch verteidigt sich Ratzinger, indem er auf Bruchlinien im Kirchenverständnis verweist. Schon der evangelische Theologe Adolf von Harnack hatte notiert, die protestantischen Denominationen könnten und wollten nicht Kirche im Sinne des Katholizismus sein.

Glaube und Vernunft

Die Wahl des 78-jährigen Joseph Ratzinger zum Papst im April 2005 ist eine Überraschung – auch für ihn selbst. Bei den Exequien für Johannes Paul II., der sein Leiden und Sterben in aller Öffentlichkeit gezeigt hatte, hält der Dekan des Kardinalskollegiums eine Homilie, in welcher er für die Freundschaft mit Christus als Grundlage eines christlichen Lebensstils wirbt, aber auch vor einer «Diktatur des Relativismus» warnt. Damit trifft er den Ton, der den versammelten Purpurträgern der Weltkirche zukunftssträchtig erscheint, und er geht aus dem Konklave als neuer Pontifex hervor.

Seine Antrittszyklika «Deus caritas est» (2005) zeigt, dass ein Papst auch literarisch ansprechend und dicht über die Liebe sprechen kann. Im Gespräch mit Platon und Nietzsche schreibt sich Benedikt XVI. in den abendländischen Diskurs über «Eros» und «Agape» ein. Seine Regensburger Vorlesung über Glaube und Vernunft (2006) findet demgegenüber geteiltes Echo. Zwar hat die Rede von den Pathologien der Vernunft und der Religion zeitdiagnostisch einiges für sich. Ein enggeführter Naturalismus, der den Glauben aus dem Kosmos der Vernunft ausschliesst und neuerdings wieder zelotische Wortführer findet, und ein gewaltbereiter Fundamentalismus, der das Korrektiv der Vernunft in Fragen der Religion ausschaltet, sind auch für den Philosophen Jürgen Habermas zentrale Herausforderungen im Religionsdiskurs. Das Programm einer Synthese von Glaube und Vernunft ist daher alternativlos, auch wenn über

die konkrete Realisierung kontrovers diskutiert wird. Die Verwendung eines Zitats, das dem Islam ein ungeklärtes Verhältnis zur Gewalt unterstellt, provoziert allerdings heftige Irritationen in der arabischen Welt. Erregungswillige Zornkollektive gehen auf die Strasse und bestätigen so indirekt, was der Papst angedeutet hat. Der religionspolitische Fauxpas kann erst später durch Dialog-Initiativen des Vatikans abgefedert und ins Positive gewendet werden.

Mit dem ersten Band des Jesus-Buches lenkt Benedikt im Jahr 2007 die Aufmerksamkeit auf das Zentrum des Christentums. Er versucht den Jesus der Evangelien mit dem Christusglauben der Kirche zusammen zu denken. Trotz Reserven gegenüber der historisch-kritischen Methode, die von der Fachwelt zum Teil entschieden zurückgewiesen werden, wird das Buch, das auch das persönliche Suchen eines Christenmenschen nach dem Antlitz Christi bezeugt, ein weltweiter Bestseller, ebenso seine beiden Folgebände.

Flankiert sind diese eher schriftstellerischen Leistungen des Theologenpapstes durch lehramtliche Dokumente. Für Aufsehen sorgt 2007 die Wiederzulassung der tridentinischen Messe. Als Paul VI. die Einführung des neuen Missale Romanum 1970 mit dem Verbot des alten verbunden hatte, war Joseph Ratzinger, der ein bedeutsames Buch über den «Geist der Liturgie» verfasst hat, schockiert. Diesen «Bruch» mit der organisch gewachsenen Liturgietradition macht er als Papst rückgängig, was die Liebhaber des alten Ritus freut, die nachkonziliaren Reformer aber irritiert. Die Wiederzulassung der tridentinischen Messe wirft überdies die Frage auf, wie mit der alten Karfreitagsfürbitte für die «treulosen Juden» umzugehen sei. Der päpstliche Vorschlag zur Neugestaltung formuliert die Bitte, dass am Ende auch die Juden Jesus als Messias anerkennen, und ruft anhaltende Kritik hervor.

Die Aufhebung der Exkommunikation der vier traditionalistischen Bischöfe im Jahr 2009 gerät Benedikt XVI. schliesslich zum medialen Desaster. Als Brückenbauer will er das Entstehen einer bischöflich verfassten Gegenkirche abwenden, aber einer der Lefebvre-Bischöfe ist ein notorischer Holocaustleugner, was die kurialen Instanzen fahrlässig übersehen. Dies rückt die päpstliche Versöhnungsgeste ins Zwielicht und stellt den Papst, der in seinem Jesus-Buch mit einem Rabbi freundschaftlich über die Bergpredigt disputiert, unter Antijudaismusverdacht. Allen Versicherungen zum Trotz, die Shoah sei ein Attentat gegen Gott und sein auserwähltes Volk, die Kirche könne hinter das Vaticanum nicht zurückgehen, bleibt seitdem ein Schatten über dem Pontifikat, das mit dem Weltjugendtag in Köln glanzvoll

begonnen hatte.

Was bleibt?

Was bleibt? Wie Benedikt XVI. in die Annalen eingehen wird, ist schwer vorhersehbar. Sicher wird sein Ruf als brillanter Theologe bleiben, der das Proprium des christlichen Glaubens dargelegt und für die heutige Zeit erschlossen hat. Als Papst hat er drei Enzykliken und diverse Verlautbarungen veröffentlicht, ökumenisch den Schulterschluss mit der Orthodoxie gesucht und – nach dem Fauxpas in Regensburg – den Dialog mit dem Islam vorangetrieben. Um in der globalisierten Welt ein sichtbares Zeichen für Frieden und Gerechtigkeit zu setzen, hat er Vertreter anderer Religionen, aber auch Agnostiker und Atheisten nach Assisi eingeladen. Solche Initiativen der gemeinsamen Verständigung sind zukunftssträchtig. Den innerkirchlichen Reformtaten hingegen hat Benedikt – zumindest nach Ansicht seiner Kritiker – weiter anschwellen lassen. Die Zulassungsbedingungen für ein kirchliches Amt, die restriktive Einstellung zur Sexualethik hat er nicht gelockert. Auch wenn die Kirche vom Evangelium her unbequeme Wahrheiten sagen muss, so ist ihr doch die kritische Solidarität mit den Suchbewegungen der eigenen Zeit aufgegeben. Plakative Einschätzungen wie «Relativismus» und «Hedonismus», die sich in den päpstlichen Zeitdiagnosen immer wieder finden, dürften der Komplexität heutiger Denk- und Lebensstile kaum gerecht werden.

Das bleibende Verdienst von Benedikt XVI. ist es, im polyfonen Stimmengewirr immer wieder an das unterscheidend Christliche erinnert zu haben: Gott ist die Liebe, er hat im Leben und Sterben Jesu sein Angesicht gezeigt, potenziell jeder ist Adressat der freimachenden Wahrheit des Evangeliums. Zugleich hat der Papst die Sorge geäussert, dass mit dem Verblässen des Gottesglaubens gerade in Europa die moralischen Grundlagen der Gesellschaft erodieren könnten. Ob diese Mahnung von der politischen Funktionselite gehört wird, steht dahin. Immerhin wird die Gefahr einer entgleisenden Moderne auch von religiös unmusikalischen Zeitgenossen gesehen, die für die humanisierende Kraft der Religion neu hellhörig geworden sind.

.....
Jan-Heiner Tück lehrt dogmatische Theologie an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien.